

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Müller, E[mil] R.: Die „Einsame Eiche“ im Nackeler Luch.

Die „Einsame Eiche“ im Lucheler Luch

*Einsam eine Eiche steht auf der weiten Flur.
Sturm, der durch die Krone weht, ließ so manche Spur.
Fest und unerschütterlich ragt der edle Baum,
Vielen Tieren mütterlich gibt er Saft und Raum.
Falk und Rabe, Kräh' und Specht auf dem Gipfel thront.
Mück' und Käfer schlecht und recht auf den Blättern wohnt.
Alle nimmt in seinen Schutz dieser Erdensohn.
Ohne Neid und Eigennutz; sieht nicht auf den Lohn.
Und er wendet sein Gesicht still dem Walde zu:
„Brüder, ihr verlaßt mich nicht!“ – Und das gibt ihm Ruh.*

So sang einst der Heimatforscher Heinrich Görs aus Läsikow seine Verse über die „Einsame Eiche“ am Rande des menschenfernen Rhinluchs. Gewiß gab und gibt es viele alte Eichen, die kaum Erwähnung finden, doch die „Einsame“ galt von jeher als Richtweiser für die Luchbauern und als Wahrzeichen der Unerschütterlichkeit und der Stärke gegen Naturgewalten und Gewaltherrschaft. Die Geschichte der „Einsamen Eiche“ ist wegen ihres Alters wenig bekannt. Sie hat vom Ausgang der slawischen Alleinbesiedlung bis zur markgräflichen Zeit über den Brand der Dörfer und der Bauernflucht im Dreißigjährigen Kriege bis zur Bauernbefreiung eine Zeitepoche überstanden, die selbst für eine Eiche etwas Außergewöhnliches bedeutet. Einst, vor etwa 800 bis 1000 Jahren, gehörte sie zum Baumbestand des nahen Zootzenwaldes, der damals seine Ausläufer bis an die Luchdörfer ausdehnte. Durch den starken Holzeinschlag hat jedoch der Zootzen im Laufe der Jahrhunderte viel von seinem urwaldmäßigen und unwegsamen Bestande eingebüßt und ist stark zurückgedrängt worden. Konnten doch alle Bauern zwischen Wusterhausen und der Temnitz „wie die dortigen vom Adel“ ihren Bedarf hieraus decken. Doch die aus dem Kahlschlag hergerichteten Wiesen- und Ackerflächen teilten sich die von Quaste, die von Bredow, die zu Landin und die zu Wagenitz untereinander, wobei es oftmals hart zugegangen sein soll.

Die Gegend hinter der grau in grau dahinfließenden Temnitz ist sagenumwoben und voll vom entstellten Aberglauben, sie gibt ihr dadurch ein beson-

deres Gepräge. Andererseits haben aber oftmals Überlieferungen und Bräuche die politischen Wirren und allen Wechsel der Zeiten überstanden. So soll auch jetzt noch in der Umgebung des Zootzens der Glaube bestehen, daß jeder, der nach Dunkelwerden im Walde hin falle, sich nicht wieder erheben dürfe, er müsse vielmehr den Wald kriechend verlassen. Das klingt bedenklich für manchen, vielleicht auch lächerlich. Aber sollte nicht die frühere Unwegsamkeit dieses Gebietes und die Scheu, es zu betreten, in diesem Volksglauben Ausdruck finden? Es ist durchaus möglich und der Volksglaube darauf zurückzuführen, daß der Zootzen einstmals das Heiligtum der semnonischen Germanen aufnahm, zu deren Feiern sich Abordnungen der einzelnen semnonischen Stämme, die durch gemeinsamen Kult dem Gotte Ziu verbunden waren, hier vereinten. Der römische Schriftsteller Tacitus berichtete im Jahre 98 n. d. Z. in seiner „Germania“ hierüber folgendes: „Zu bestimmter Zeit kommen in einem durch den Vätern zuteilgewordenen Götterzeichen und durch alte ererbte Scheu geheiligten Wald alle Völker desselben Blutes, vertreten durch Abgesandte, zusammen und feiern durch ein öffentliches Menschenopfer die schaurige Weihe eines barbarischen Brauchs. Es genießt der Hain noch eine andere Ehrfurchtsbezeugung: Niemand betritt ihn anders als mit einer Fessel gebunden, damit bekundet er die eigene Ohnmacht und Gottes Macht. Trifft es sich, daß einer hin fällt, so ist Aufheben oder Aufstehen unzulässig, am Boden wälzen sich solche hinaus.“ Tacitus übermittelte zwar nicht, wo dieses Semnonenheiligtum gewesen sein soll. Doch nach dem überlieferten Volksglauben in den Luchranddörfern darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß dieser Brauch einer geheiligten Sitte Jahrhunderte überdauert hat. Verschiedene Ringwälle damaligen Ursprungs im Innern der Zootzen zeugen noch heute von der einstigen Größe des Semnonentums.

Nicht unbekannt dürfte den Luchbauern ihre Flurbezeichnung an der „Einsamen Eiche“ die „Passe“ oder die „Parse“ sein. Aber wenige werden wissen, daß diese „Passwischen“ einmal Grenzland waren und sich die kriegerischen Bischöfe Ludwig von Brandenburg und Dietrich von Havelberg und ihre Nachfolger bis zum Jahre 1372 darum stritten. In diesem Jahre kam eine Einigung zustande, die vom Markgrafen Otto dem Faulen bestätigt wurde. Im Havelberger Kopialbuch ist über den Grenzverlauf eine Notiz aufgenommen, die eindeutig jenen Winkel am Schwarzen Graben, der Einsamen Eiche und der alten Passe-Bahn kennzeichnet: „... van der vrouwenwarde na recht up wente up der parse up den Ryn, van der parse nach recht up iegen den torne to Manker, wente in dat middel des luges“ (von der Frauenwarte nach rechts rauf bis an die „Parse“ auf den Rhin zu, von der „Parse“ rechts rauf in Richtung auf den Kirchturm zu Manker bis in die Mitte des Luchs). — Grenzsteine kannte man damals zumindest im Luch nicht. Auffallende und markante Merkmale in der Landschaft, wie hier der Kirchturm, die Frauenwöhrde oder auch die

„Einsame Eiche“ wurden als Richtpunkte für Grenzen von Hoheitsgebieten angegeben. Aber auch später blieb dieses Gebiet Grenzland zwischen der Grafschaft Ruppin und dem Ländchen Bellin (Fehrbellin). Woraus das Wort „Passe“ oder „Parse“ entnommen ist, wird nur schwerlich zu erklären sein. Ob es sich hierbei um einen „Paß durchs Luch“ oder um eine „Parse, die Teilungslinie einer Grenzstrecke“ handelt, sei dahingestellt. Beides kann zutreffen. Hiermit hängen auch die „rönnwischen“ zusammen, auch sie bedeuten Grenzwiesen. Jenseits des Luchs saßen die von Bredow, die als Raubritter den Quitzows sehr nahe standen, und gegen Männer solchen Schlages mußten Landwehren angelegt und „Rönnebäume“ errichtet werden, um das Vieh bei plötzlichen Überfällen in sicheren Schutz bringen zu können. Die Passe-Bahn, an der „Einsamen Eiche“ beginnend, wird zu ihrem früheren Gebrauch kaum noch zu erkennen sein. Einstmals war sie jedoch die Querverbindung durchs Luch zwischen Manker und Damm und bildete eine Wegeverkürzung der alten Poststraße von Berlin nach Hamburg. Mancher Bauer und Handelsmann wird mit seiner Butter und seinen Eiern in Tragekiepen diesen Weg nach Berlin gefunden haben, um seine Produkte dort abzusetzen.

Am Standort der „Einsamen Eiche“ sollte einstmals auf dem holprigen Luchboden ein Judenfriedhof gelegen haben, auf dem alle aus den umliegenden Gemeinden verstorbenen Juden zur letzten Ruhe beigesetzt wurden. Diese sagenhafte Überlieferung vom „Judenkirchhof“, wie er heute noch genannt wird, scheint jedoch tatsächlich nur eine Sage zu sein. Eher kann man wohl die holprige und sehr unebene Oberfläche auf unterirdische Torfbrände zurückführen.

Doch die Tatsache bleibt bestehen, daß im Jahre 1675 nach dem Einbruch der Schweden in die Mark Brandenburg sich die Luchbauern an der „Einsamen Eiche“ sammelten, um mit Dreschflegeln und Sensen gegen die fremden Eindringlinge zur Selbstverteidigung vorzugehen. Auf ihren roten brandenburgischen Fahnen standen die stolzen Worte: „Wir sind Bauern vom geringen Gut und schützen unsere Heimat mit unserem Blut!“ Während dieser Zeit der Bedrängnis trieb ihr Kurfürst Friedrich Wilhelm Hauspolitik und schlug sich für seine eigenen und für fremde Interessen mit den Franzosen am Rhein herum. Daß die Bauern nicht untätig gewesen sind, haben Funde an Münzen (schwedische und brandenburgische mit der Jahreszahl 1667 und 1671) und Eisenteile im Luch ergeben, die unverkennbar aus den kriegerischen Tagen von Fehrbellin herrühren. Nach der dann für die Brandenburger siegreichen Schlacht bei Fehrbellin waren Schweden ins Rhinluch versprengt. Ihnen setzte eine brandenburgische Streife unter Führung eines Zootzenförsters nach. In einem zeitgemäßen Buch über die Schlacht bei Fehrbellin und das Schwedenlegen heißt es, als die Brandenburger die buschwaldige Sumpfniederung bei der „Einsamen Eiche“ durchquerten: „Das flotte Reiten hat jetzt ein Ende, und bedächtig, Schritt vor

Schritt, muß der schmale Pfad eingehalten werden, der sich kaum sichtbar durchs verräterische Luch windet und von Sandinselchen zu Sandinselchen führt. Braungrün dehnt sich das mörderische Moor weithin, überflockt von einem Meer weißer Wollgrasbüschel, die tagelanger Regen verklebt hat. Verdrossen stehen Störche auf einem Bein herum; Entenketten schnattern



Die neue „Einsame Eiche“ vom Jahre 1948 im Nackeler Luch

unsichtbar, Frösche quaken, und hastig windet sich die Ringelnatter aus dem Bereich der Hufe. Unter jedem Tritt federt der tückische Boden, rechts und links vom Pfad quillt braunes Moorwasser brodelnd auf, Schwärme von Stechmücken hängen sich an Roß und Reiter, regenfeucht dampft das Luch.“ Diese Schilderung dürfte für heute nur teilweise noch zutreffen. Das Luch ist inzwischen trockengelegt und mehrmals entwässert worden, und von der seltenen Vogelwelt trifft man nur noch die Trappe

vereinzelt an, während die früher so zahlreich vertretenen Kraniche sich vollständig von hier zurückgezogen haben. Ein Wagnis ist und bleibt es auch für Unerschrockene heute wie früher, sich hier vom Gewitter überraschen zu lassen.

Wiederholt war auch die „Einsame Eiche“ vom Blitzschlag getroffen und damit zu einem sterbenden Baum geworden. Und dann mit dem Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“ stürzte auch die tausendjährige „Einsame Eiche“ in sich zusammen. Nicht durch Kriegseinwirkungen oder aus Sympathie für das „Tausendjährige“, sondern Altersschwäche, die an Wurzeln und Krone gezehrt hatte, war die Ursache. Doch die Luchbauern wollten nicht auf ihre „Einsame Eiche“ verzichten, sie war ihnen durch all die Jahrhunderte ein Begriff geworden. Und so zog an einem Sonntag im Jahre 1948 eine Schar werktätiger Bauern aus Nackel unter Führung ihres damaligen Bürgermeisters Martin Müller ins Luch und pflanzten an der Stelle der alten eine neue und junge „Einsame Eiche“. Sie soll nun für die weitere Zukunft wieder als Richtweiser dienen und späteren Generationen von der Zeit zeugen, in der die arbeitenden Bauern freie Menschen wurden.

HERMANN GRAEBKE

De Wohlzeddel

De Koopmann Boddermann, de kem eenmol
Völ tiediger, as sūs he ded,
In sien Geschäft. He röp sien Personol
To sich in dat Bureau un säd:
„Wir machen das Geschäft heut zu!
Sie alle können dann in Ruh
Als Wähler Ihre Pflicht erfüllen.
Sie wählen frei, nach eig'nem Willen.
Ob liberal Sie wählen, ob feudal,
Das ist dem Hause Boddermann egal.
Doch bitte ich, nicht zu vergessen,
Wess' Brot Sie, meine Herren, essen!
Ich glaube, daß Sie mich verstehen. —
Sind Sie mit Zetteln nicht versehen,
So will ich Ihnen
Damit gern dienen.“